

über die Rolle der Eingebung für die Verschiedenheit der Begebung gesagt wird, ist annehmbar, wenn auch die Erklärung, besonders des Ursprungs der Religion, abzulehnen ist.

Weniger befriedigend ist die zweite Aufgabe der systematischen Verknüpfung und Ableitung gelöst worden. Schon die Verwendung der Ausdrücke „Ganzheit“, „Glied“, „Ausgliederung“ für geistige Verhältnisse ist gefährlich. Ganzheit und Glied oder Teil sind eigentlich in der Sphäre des Vitalen und der auf ihr fundierten Objektivationen beheimatet, auf alle anderen Gebiete, Geistiges wie Stoffliches, nur analog anwendbar. Folgerichtig müßte Sp. mit seiner Ganzheitslehre zum Pantheismus (Welt als Glied Gottes) und Kollektivismus kommen. Er entgeht diesen Folgerungen nur, indem er tatsächlich das Ganzes-Teil-Verhältnis nicht, wie es in der Wirklichkeit erfahren wird, anwendet, sondern es gleich für seine Zwecke umbiegt. Aber damit ergibt sich nun der Nachteil, daß durchgehend ein Spiritualismus entsteht, der den Tatsachen nicht mehr entspricht und nur durch das System gefordert wird. So wenn Sp. von einer „vorstofflichen, vorräumlichen Wesenheit des Stoffes“ spricht (114), wenn er einen allgemeinen Menschheitsgeist als Ort der Ideen (hier finden sich Anklänge an den schon von Thomas abgelehnten Averroes), einen Gattungsgeist und einen Naturgeist annimmt.

Das idealistische Vorurteil, daß Erkenntnis Identität voraussetzt, wirkt sich auch bei ihm aus. Die Rolle der Erfahrung und der Geschichtlichkeit des Menschen werden entsprechend unterschätzt; es finden sich Anklänge an die Lehre von den *ideae innatae*. Wie der deutsche Idealismus, an dem er sich stark orientiert, will auch Sp. die Notwendigkeit der Tatsachen aufweisen. Daß dies in einzelnen Fällen gelingt, ist klar. Ebenso oft aber stehen statt einer Ableitung die zwei Tatsachen einfach nacheinander; man hat den Eindruck, daß der Beweis nicht über die Feststellung hinausgeht: das muß so sein, weil es so ist. Hierin erinnern die Ableitungen des Verf. stark an Hegel und den von Sp. hochgeschätzten Schelling. Mit letzterem hat Sp. auch das gemein, daß er mit den Kategorien des Vitalen eine idealistisch-spiritualistische Philosophie aufbaut, in der ganz entsprechend außerordentliche und mystische Seelenzustände eine große Rolle spielen

A. Brunner S. J.

Hartmann, Nicolaj, Zur Grundlegung der Ontologie. 8^o (X u. 322 S.) Berlin u. Leipzig 1935, Gruyter. M 8.—; geb. M 9.—.

Das Werk will eine Grundlegung der Ontologie bieten durch Behandlung der ersten Frage dieser Wissenschaft. Die Einleitung zeigt, wie die Frage nach dem Sein, also die eigentliche Frage der Ontologie, als Rest und Hintergrund in jeder Wissenschaft und auf jedem besondern Wissensgebiet sich findet und darum keine müßige Frage ist. Der erste Teil behandelt dann den Gegenstand der Ontologie, das Seiende als Seiendes. Er besteht hauptsächlich in der Abwehr falscher Fragestellungen und Einschränkungen des Seins auf besondere Seinsarten. Er betont auch stark, daß eine ganze Reihe moderner Stellungnahmen sich daraus herleiten, daß man statt von der *intentio directa* von der ganz sekundären *intentio reflexa* ausging.

Der zweite Teil bespricht das Verhältnis von Dasein und Sosein und lehnt ein ontisches Getrenntsein beider ab, vor allem mit der Begründung, daß jedes Sosein auch als Daseinsbestim-

mung, jedes Dasein auch als Sosein eines Anderen aufgefaßt werden kann. Auf die Frage, woher die *distinctio rationis* herühre, wird nicht eingegangen (vgl. Schol 10 [1935] 227).

Der dritte Teil beschreibt die Gegebenheit des realen Seins. Dieses ist gegeben in erkennenden und in emotional-transzendenten Akten, wobei das Realitätsmoment bei letzteren am stärksten ist. Zu begrüßen ist hier vor allem die Ablehnung einer Isolierung der Erkenntnis, wie sie zwar in der Wissenschaft angestrebt wird, aber im alltäglichen Leben, wo sie immer in das Ganze des menschlichen Lebens eingebettet ist, nicht vorkommt.

Der vierte Teil behandelt das Problem und die Stellung des idealen Seins. Sein Ansichsein wird stark betont. Zuweilen scheint damit nicht mehr verstanden zu sein, als daß der Inhalt der idealen Verhältnisse, z. B. die mathematischen und logischen Gesetze, die Strukturen der Wesenheiten, nicht der Willkür des Erkennenden ausgeliefert sind, also Ablehnung des Relativismus, Psychologismus und Pragmatismus. Doch wird dann wieder, z. B. S. 312 f., das Ansichsein im Sinne einer besonderen Existenzweise erklärt. Was an Beweisen dafür vorgebracht wird, beweist nicht mehr, als was in der scholastischen Theorie der *entia rationis cum fundamento in re* enthalten ist. Die unveränderliche Gegebenheit entstammt eben dem *fundamentum in re*; auch die mathematischen Wahrheiten sind davon nicht ausgenommen. Der formelle Gegenstand der Mathematik ist das kontinuierliche Quantum und seine Wesensbeziehungen; deswegen genügt die Erfahrung irgend eines solchen Quantums, um nun scheinbar unabhängig von der Erfahrung durch Anwendung der logischen Gesetze alles Weitere zu entwickeln. Das Beispiel von den verschiedenen euklidischen und nicht-euklidischen Räumen beweist auch nicht die These des Verf., da es weder euklidische noch nicht-euklidische Räume „gibt“, weil es überhaupt keine Räume gibt, sondern nur ausgedehnte Dinge, auf Grund derer der Mensch sich den Begriff Raum bildet (vgl. A. Brunner, Die Grundfragen der Philosophie, 1933, 143 ff.).

Im Ganzen ist das Werk sehr zu begrüßen. Zunächst einmal als Rückkehr zu der alten echt philosophischen Fragestellung, die der Kantianismus verlassen hat. In vielem kommt H. der Scholastik sehr nahe. Manche Kritik an ihr, wenn auch bei weitem nicht alle, ist berechtigt. Angenehm berührt ist man von der Schlichtheit der Darstellung, in der sich im Gegensatz zu vielen heutigen Systemen, das schlichte Hinblicken auf das Sein unter Verzicht auf jegliche Konstruktion widerspiegelt. Dagegen vermißt man, gerade auch beim Problem der Wesenheiten und des idealen Seins, die Berücksichtigung der Geschichtlichkeit des menschlichen Erkennens. Das Vorfinden in der Intuition, worauf sich die Phänomenologie, wie H. selbst tadelt, zu leicht berief, ist doch noch öfter, als H. meint, bloß vermeintlich und geht tatsächlich auf Erziehung und Tradition, vor allem durch die Sprache zurück. Nur von den einfachen, nicht zerlegbaren Wesenheiten gibt es unmittelbare Anschauungen, aber auch da zuerst immer nur am realen Sein.

A. Brunner S. J.

Somogyi, Jos., Begabung im Lichte der Eugenik. gr. 8^o (518 S.) Leipzig u. Wien 1936, Deuticke. M 14.—.

Das gewaltige Werk faßt die Forschungen über Vererbung, Eugenik, Begabung, Genie, Rassenpsychologie in überlegener Weise zusammen und beurteilt sie auch philosophisch. Die drei Haupt-